

Briefedition Eugenia Welz

(red.) Der hier geführte Dialog erfolgt anlässlich der 1997 edierten Briefsammlung der Ingenbohrer Schwester Eugenia Welz (1833-1899). Zu Wort kommen die Historikerinnen Regula Gerspacher und Valeria Sievi, die die Briefsammlung herausgaben, und die ordenseigene Historikerin der Ingenbohrer Schwestern, Sr. Renata Pia Venzin, die die Quellenedition beurteilt.

Mit der Herausgabe dieses Quellenwerks ist ein Stück Frauengeschichte sichtbar und darüber hinaus ein gewichtiger Beitrag zur Mentalitätsgeschichte am Beispiel einer kleinen, eher bis jetzt unbekannten Kongregationsschwester aus dem Drittorden des heiligen Franziskus, zu dem die Ingenbohrer Schwestern sich bekennen, für die Nachwelt nachvollziehbar geworden. Die edierte Korrespondenz von Sr. Eugenia an ihre damaligen Vorgesetzten, und zwar zur Ingenbohrer Generaloberin M. Theresia Scherer und zum Kapuziner Theodosius Florentini, einem Mitglied des Ersten Ordens des hl. Franziskus, vereint Frauen- und Mentalitätsgeschichte gleichermaßen. Dies ermöglicht, die Genesis der karitativen Werke der Ingenbohrer Kongregation wie das Kreuzspital in Chur unter neuen und eher ernüchternden Aspekten zu verfolgen. Die daraus gewonnenen kritischen Erkenntnisse über das Verhältnis zwischen Auftraggeber (Theodosius Florentini) und Auftragnehmer (Ingenbohrer Schwestern) zur Realisierung von karitativen Projekten hat die Mitherausgeberin Regula Gerspacher im nachfolgenden Aufsatz zusammengefaßt, der den Vortrag vom 28. Januar 1998 in Bonaduz GR anlässlich der vom Verein für Bündner Kulturforschung durchgeführten Buchpräsentation wiedergibt. Dieser Darlegung gegenübergestellt, nutzt Sr. Renata Pia Venzin die Gelegenheit, im Rahmen der Besprechung dieser Quellenedition die frühere Art und Weise der (Kirchen-)Geschichtsschreibung kritisch zu hinterfragen und einen neuen Stil zu postulieren. Die Redaktion Helvetia Franciscana will hier im Rahmen der franziskanischen Welt in der Schweiz am Beispiel der Briefedition Eugenia Welz Raum anbieten, wo Frauen über Geschichte der Frauen und über den Umgang mit der Geschichte von Frauen in den Orden (und in der Welt) ein Diskussionsforum führen können.

I. Darlegung

Sr. Eugenia Welz (1833-1899) aus Reichenau auf Sammelreisen für das Kreuzspital Chur. Einblicke in das Empfinden und Denken und in die Persönlichkeit einer jungen Bündner-Ordensfrau anhand deren Briefe¹.

von Regula Gerspacher

Vorbemerkung

Im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit² habe ich mich mit den Ingenbohrer Schwestern befaßt. Mit wachsender Faszination habe ich diese Kongregation und besonders die einzelnen Persönlichkeiten dahinter kennengelernt. Als Historikerin hat mich vor allem die soziopolitische Rolle beeindruckt, die die Ingenbohrer Schwestern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gespielt haben. Für uns heute ist fast nicht mehr nachvollziehbar, was insbesondere die Pionierinnen dieser Frauenkongregation - und dazu zählt auch Sr. Eugenia Welz - geleistet haben. Die Briefe - oder Ego-Dokumente, wie diese autobiographischen Zeugnisse neuerdings in der Forschung heißen - sind ein beeindruckendes Zeugnis der manchmal fast un- oder vielmehr übermenschlichen Leistungen dieser zum großen Teil jungen Frauen, die sich im letzten Jahrhundert mit Leib und Seele der Ordensarbeit verschrieben haben.

Meine Ausführungen werden sich hauptsächlich auf die Geschichte und Bedeutung der Ingenbohrer Schwestern innerhalb der sogenannten «katholischen Bewegung» des 19. Jahrhunderts konzentrieren. Mein Anliegen ist es, die Bedeutung und Leistungen der Frauen innerhalb der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert hervorstreichen. Dieser Aspekt wird leider - oder naturgemäß? - in der männlich dominierten katholischen Kirchengeschichtsschreibung immer noch vernachlässigt. Ich möchte dieses Defizit wenigstens ein Stück weit beheben, und das - das sei an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt - als Historikerin; zu einer theologischen Annäherung fehlt mir das dafür erforderliche Wissen.³

1 Vortrag am 28. Januar 1998 im Restaurant Bahnhof Bonaduz GR, organisiert vom Verein für Bündner Kulturforschung, anlässlich der Buchpräsentation von: Valeria Sievi/Regula Gerspacher, «Hochverehrte liebe theure würdige Mutter!» Sr. Eugenia Welz (1833-1899) von der Kongregation der Schwestern vom hl. Kreuz, Ingenbohl, ihr Leben und ihre Briefe während der Sammelreisen in der Schweiz, in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien für das Kreuzspital in Chur, Chur 1997 (Beiheft Nr. 7 zum Bündner Monatsblatt, hrg. vom Verein für Bündner Kulturforschung).

2 Regula Gerspacher, Der Ingenbohrer Bücherverein für die katholische Schweiz, 1859-1902, Studie zum katholischen Volksschriftenwesen der Schweiz im 19. Jahrhundert, Lizentiatsarbeit phil. I., Universität Zürich 1994. Zusammenfassung der Liz.-Arbeit siehe: Regula Gerspacher: Die Verbreitung katholischer Volksschriften, der Ingenbohrer Bücherverein für die katholische Schweiz 1859-1902 und eine franziskanische Verlagsanstalt im Engagement für das populäre katholische Schrifttum; in: Helvetia Franciscana 26 (1997), 136-215.

3 In diesem mündlich vorgetragenen Text wird auf bibliographische Anmerkungen verzichtet; sämtliche Briefzitate sowie die verwendete Sekundärliteratur sind der Einführung und Briefedition aus dem obgenannten Buch entnommen, bzw. dort explizit nachgewiesen.

Bloß 23jährig, verabschiedet sich Sr. Eugenia, geborene Margaretha Welz aus Reichenau, 1856 schweren Herzens von ihren Mitschwestern und Vorgesetzten in Chur, um in der Habsburgmonarchie, vorab in Ungarn, Spenden zu sammeln für die sich im Aufbau befindende Kongregation der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz, heute genannt Ingenbohrer Schwestern.

Mit zwanzig ist sie der vom Kapuziner Theodosius Florentini ins Leben gerufenen Kongregation beigetreten - nicht gerade zur Freude ihres verwitweten Vaters. Zwei Jahre später legt sie die Profeß ab und arbeitet als Krankenschwester im neuerbauten Kreuzspital an der Gäuggelistrasse in Chur. Der aufwendige Spitalbau hat große Summen verschlungen. Pater Theodosius, der Superior der Schwestern vom heiligen Kreuz, ist jedoch bereits von neuen Plänen beseelt, die er in die Tat umsetzen will, und so ist er auf die tatkräftige Unterstützung seiner Schwestern angewiesen, um seine ebenso visionären wie weitreichenden Projekte realisieren zu können.

Sr. Eugenia hat, als sie Richtung Ungarn aufbricht, in der Schweiz und in Italien schon Erfahrungen als Bettel-Ordensfrau gesammelt, weiß also ungefähr, was sie erwartet. Die ersten Briefe aus der Habsburgmonarchie lassen aber erkennen: Sie hat nicht im geringsten damit gerechnet, daß sie diese Sammelreise mit einigen wenigen Unterbrüchen volle acht Jahre von der Heimat und der von ihr so schmerzlich vermißten Gemeinschaft ihrer Mitschwestern fernhalten würde.

Die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen an ihre Oberin gesendeten Briefe geben Einblick in den Alltag einer Sammelschwester. Wir erfahren, mit welchen Schwierigkeiten Sr. Eugenia und ihre Begleitschwester täglich kämpfen. Viel Bürokratie bestimmt das Leben der Sammelschwestern: Es gilt, bei den zuständigen kirchlichen und weltlichen Stellen die Genehmigung für die Kollekte einzuholen. Mit der Zeit wird es immer schwieriger, eine Erlaubnis zu erhalten, da die Ingenbohrer Schwestern zu jener Zeit nicht die einzigen sind, die im Ausland für ihre Institute in der Heimat finanzielle Unterstützung suchen. Zudem ist die vorab ländliche Bevölkerung nicht auf Rosen gebettet, und der Appell an die christliche Nächstenliebe bleibt oft ohne Wirkung.

Mit dem Segen und der Unterstützung der jeweiligen Bischöfe versehen, legen die Schwestern per Kutsche oder Eisenbahn, meistens aber zu Fuß - ich habe nicht gezählt, wie oft Sr. Eugenia die Oberin um Erlaubnis gefragt hat, neue Schuhe für sich und ihre Begleitschwester zu kaufen - unzählige Kilometer in Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen zurück. Die Berichte aus der Schweiz über die nicht abnehmende Schuldenlast der jungen Kongregation und die stets neuen, oft auch finanziell riskanten Vorhaben von Pater Theodosius Florentini machen die Sammelreisen zu einer wahren Sisyphusarbeit und setzen die Schwestern unter Erfolgs- oder besser gesagt Sammeldruck.

Die Briefe geben auf eindruckliche Weise die wechselnde Stimmungslage Sr. Eugenias wieder: Auf der einen Seite der unerbittliche Wille, der Kongregation zu dienen, eine gehorsame Schwester zu sein, sich dem Willen ihrer Vorgesetzten bedingungslos und in Selbstverleugnung zu unterwerfen und jedes Kreuz - sei es noch so schwer - auf sich zu nehmen. Ein Zitat aus dem Brief vom 15. August 1857 möge diese Einstellung der jungen Reichenauerin illustrieren: «Mit der Gnade Gottes will ich mich bestreben, das zu sein, was meine lieben hochverehrten Vorgesetzten von mir wünschen, nämlich demüthig, eifrig im Beten und ausharrend im Bitten, sanftmüthig und liebevoll gegen meine Mitschwester, und daß ich sein werde, bei jeder Widerwärtigkeit geduldig und ergeben.»

Auf der anderen Seite die großen physischen Anforderungen des Umherwanderns, das Verhandeln mit kirchlichen und weltlichen Stellen, Spannungen mit den Begleitschwestern und das nicht überwindbare Heimweh. Ich zitiere wieder eine Briefstelle, diesmal vom 23. März 1857: «O daß der liebe Gott mir Flügel gebe, um hinzufliegen vor den Füßen des hochw. Vaters oder vor der lieben theuren Mutter. Ich hätte vieles, vieles zu sagen und zu fragen. Weil der liebe Gott aber einem so schwachen kleinen Creatürlein eben keine solche Wünsche gewährt, so preßt die Sehnsucht, wieder die lieben hochverehrten Vorgesetzten zu sehen, bittere Tränen aus mir.»

Unzählige Male spricht aus den Briefen von Sr. Eugenia, daß sie sich im Stich gelassen fühlt von Pater Theodosius und ihrer geistlichen Mutter, Sr. Maria Theresia Scherer. Zwar schlägt sie sich tapfer, trifft tagtäglich eigenständige Entscheidungen, verhandelt und tätigt Einkäufe für ihre Kongregation. Sie spricht fließend Ungarisch, kann sich mit dem einfachen Bauern ebenso verständigen wie mit dem hohen kirchlichen Würdenträger. Aber sie benötigt auch den Zuspruch und die geistliche Unterstützung ihrer Vorgesetzten, denn fern der klösterlichen Gemeinschaft ist es für die junge Schwester zuweilen schwierig, sich an die Ordensregel zu halten, viele Fragen, die sie beschäftigen, bleiben oftmals unbeantwortet, und sie muß sich in ihrer Not selber behelfen.

Ein solches Leben zehrt an den Kräften - die häufigen Krankheiten ihrer Begleitschwestern und der eigene schlechte Gesundheitszustand gegen Ende der Sammelreisen bezeugen das. Und die Todesnachricht von etlichen Mitschwestern in diesen acht Jahren zeigt, daß viele Schwestern bei diesen harten Anforderungen jung sterben, oft nicht einmal dreißig werden.

Obwohl Sr. Eugenia in fast kindlich anmutender Weise immer bestrebt ist, ihren geistlichen Eltern ein «gehorsames Kind» zu sein, kann sie zuweilen eine mehr oder weniger leise Kritik in ihren Briefen nicht unterdrücken. Ja, sie drückt sogar offen ihren Unwillen gegenüber ihrem Superior aus, wie folgendes Zitat aus dem Brief vom 7. August 1861 zeigt: «Es scheint, der gute Vater schreibt mir nur dann, wenn ich durch mein Benehmen gegen die Gesetze und Vorschriften handle, dadurch den lieben Gott beleidige und den theuren guten Vorgesetzten Kummer mache.»

Und als sie erfährt, daß Pater Theodosius die von ihr in Ungarn gesammelten Spenden nicht, wie vorgesehen, für das Kreuzspital in Chur, das Kollegium Maria Hilf in Schwyz oder das sich im Aufbau befindende neue Mutterhaus in Ingenbohl verwendet, sondern sie in seine industriellen Unternehmungen - eine Wollfabrik in Böhmen und eine Maisstrohflechterei im Kanton St. Gallen - steckt, hält sie sich in ihrem Zorn nicht zurück. Sie schreibt an ihre Oberin: «Dem hochw. theuren Vater habe ich geschrieben, bat um eine Antwort, die mich beruhigen möge, erhielt aber keine. Kein Wunder! [Ich] äußerte meine Befürchtung, so wie es mir auf dem Herzen liegt. - Die lieben theuren Vorgesetzten wollen mich strafen; es wird doch kein Segen im Wirken sein, solange man das Almosengeld nicht dort verwendet, zu welcher Verwendung man es vom armen bedrängten Volk erhielt.» (Zitat, Brief vom 11. Dezember 1862).

Diese eben zitierte Stelle aus den Briefen der Reichenauer Ordensfrau darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der jungen Ordensfrau zwar nicht verboten werden konnte, ihre Meinung frei zu äußern. Letztlich aber hatte sich Sr. Eugenia genauso wie jede andere Schwester dem Willen ihrer Vorgesetzten zu beugen. Die Schwestern hatten sich - gleich Soldaten in einer großen Armee - unterzuordnen, damit die großen Pläne ihres «Generals» - Pater Theodosius Florentini - in die Tat umgesetzt werden konnten. Für Entfaltung und Individualität blieb da kein Platz. Selbst die erste und langjährige Oberin der Ingenbohler Schwestern, Maria Theresia Scherer, mußte sich oftmals wider besseres Wissen unterordnen. Nach dem plötzlichen Tod Florentinis war sie es, die gemeinsam mit ihren Schwestern den riesigen Schuldenberg buchstäblich mit ihrer Hände Arbeit abtrug und dafür sorgte, daß das Erbe von Pater Theodosius weitergeführt und sogar beträchtlich ausgebaut werden konnte.

Über die Briefe von Sr. Eugenia als autobiographische Quelle läßt sich folgendes sagen: Wir lernen in dieser, sich über acht Jahre erstreckenden Briefsammlung die Verfasserin dieser sehr persönlichen schriftlichen Zeugnisse kennen. Es tritt uns ein Mensch entgegen mit seinen Stärken und Schwächen; wir erfahren von den Selbstzweifeln, haben Einblick in die Gedankenwelt und leiden - wenigstens mir erging es so - bis zu einem gewissen Grad mit.

Mit anderen Worten: Die vorliegende Briefsammlung ist ein lebendiges und durch seinen autobiographischen Charakter sehr persönliches Dokument Zeit- und katholischer Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Schön, daß es sich bei der Verfasserin um eine katholische Ordensfrau handelt, also gleich zwei Defizite in der Geschichtsschreibung auf einen Streich mit der wissenschaftlichen Herausgabe dieser Briefe wettgemacht werden konnten: nämlich Frauengeschichte und Katholizismusforschung. So ist ein Beitrag zur weiblichen bzw. feministischen Katholizismusforschung entstanden!

Nachdem ich versucht habe, mit einigen Worten einen Eindruck von den Briefen Schwester Eugenias, von deren Inhalt und Tonalität zu vermitteln, möchte ich jetzt auf das soziopolitische und -ökonomische Umfeld zu sprechen kommen, in dem diese autobiographischen Quellen entstanden sind.

Die vorliegende Briefsammlung gibt uns Einblick in den Lebensabschnitt einer jungen Ordensfrau, der exemplarisch für unzählige andere weiblichen Lebensläufe in jener Zeit stehen könnte. Im 19. Jahrhundert erfährt das katholische Ordenswesen nämlich in Europa wie in den USA einen immensen Aufschwung, und das sowohl hinsichtlich der Neugründungen von geistlichen Gemeinschaften als auch des Mitgliederzuwachses. Insbesondere Frauen entschließen sich damals für ein gottgeweihtes Leben. Sie wählen also eine alternative Lebensform und entscheiden sich gegen die traditionellen weiblichen Rollen als Ehefrau und Mutter. Diese Entwicklung wird in der Forschung als innerkirchliche katholische Frauenbewegung bezeichnet. Die Frömmigkeitspraxis richtet sich vermehrt nach weiblichen Idealen, vgl. Marienverehrung, Verehrung der heiligen Familie, des Jesu-Kindes etc. Allerdings wurden diese sogenannten weiblichen Ideale nicht von den praktizierenden religiösen Frauen selber definiert, vielmehr postulierten Männer - Päpste, Bischöfe - gewisse Eigenschaften zu erstrebenswerten weiblichen Tugenden wie Demut, Dienstbarkeit, Muttersein.

Die von Frankreich ausgehende katholische Bewegung erreicht die Schweiz um die Mitte des 19. Jahrhunderts - also zu einer Zeit, als der junge Bundesstaat seine ersten Gehversuche macht und die katholische Kirche und Weltanschauung in unserem Land politisch ins Abseits gedrängt worden sind (Sonderbundskrieg, Klösteraufhebungen, Säkularisierung, liberale Bundesverfassung).

Trotz Klosterverbot in der Bundesverfassung von 1848 können jedoch neue religiöse Gemeinschaften durch Bischöfe, Pfarrer und andere geistliche Männer ins Leben gerufen werden. Es handelt sich bei den Neugründungen nämlich nicht um Orden im eigentlichen Sinn; die bevorzugte und den damaligen Erfordernissen der Zeit angepaßte Form von religiösen Gemeinschaften ist diejenige der *Kongregation* (lateinisch congregatio, also Vereinigung).

Die vor allem weiblichen Gemeinschaften erheben im Unterschied zu den traditionellen Orden nicht die Kontemplation und Klausur zu ihrem Ideal; im Zentrum steht vielmehr das tätige karitative Wirken außerhalb der Klostermauern bzw. mitten in der Gesellschaft. Die kirchenrechtliche, aus dem 16. Jahrhundert stammende Form der Kongregation kommt diesem Ideal entgegen und ermöglicht den Dienst in der Welt. Im Unterschied zu den traditionellen Orden legten die Mitglieder einer Kongregation nur einfache Gelübde (Keuschheit, Armut und Gehorsam) ab. Mit dem Codex Iuris Canonici von 1917 erlangten die Kongregationen später auch die päpstliche Anerkennung und wurden somit in den «Vollkommenheitsstand» versetzt. Erst 1983 werden die Kongregationen den Orden rechtlich gleichgestellt und beide Formen unter dem Oberbegriff *Ordensinstitut* zusammengefaßt.

Die barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz - darunter Sr. Eugenia Welz - legten nach dem absolvierten Noviziat bei der Profeß also einfache Gelübde ab, was ihnen erlaubte, einem Beruf - im Fall der Ingenbohrer Schwestern

meist Lehrerin oder Krankenschwester - außerhalb der klösterlichen Gemeinschaft nachzugehen.

Der große Zulauf, den die Kongregationen im letzten Jahrhundert auch in der Schweiz erfuhren, mag in deren weniger observanten Form liegen, die den Frauen eben ermöglichte, einen Beruf zu erlernen und diesen außerhalb den Klostermauern auszuüben. Es drängt sich nun aber die Frage auf, warum der junge Bundesstaat, der sich in seinen Anfängen fast uneingeschränkt den Liberalismus und Kapitalismus auf seine Fahne schreibt, die Existenz von katholischen Kongregationen duldet, ja zulässt.

Wie verträgt sich das mit den antikatholischen Tendenzen um 1848? Zumal die Kongregationen mit ihrem sozialen Engagement ja auch eine Stärkung der Position der katholischen Kirche beabsichtigten und ihr karitatives Wirken nicht zuletzt als Instrument der inneren Missionierung, der sogenannten «religiös-geistlichen Hebung des Volkes» einsetzten. Die Antwort darauf liegt in der damals allortn viel erörterten Thematik der *Sozialen Frage*. Unter diesem Begriff werden in der öffentlichen Debatte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Folgeerscheinungen subsumiert, die der epochale Wandel und Umbruch von der bisherigen Agrar- und Handwerker-gesellschaft zu einer modernen Industriegesellschaft nach sich gezogen hat.

Die Schweiz wird in manchen Teilen bereits Anfang des 19. Jahrhunderts von der Industrialisierung erfaßt. Andere Regionen - vor allem die ländlichen und alpinen Gebiete - verarmen jedoch nach dem ökonomischen Paradigmawechsel. Und auch in den Städten und industriellen Agglomerationen macht sich bald die Kehrseite der Fabriken bemerkbar. Von staatlicher Seite reagiert man mit Verzögerung. Der in seinen Anfängen von den Fabrikherren bestimmte Bundesstaat stellt sich erst nach und nach den durch die weitverbreitete Armut der Bevölkerung geschaffenen Problemen.

Öffentlich wird bisweilen leidenschaftlich die Lösung der *Sozialen Frage* diskutiert. Es entfacht sich eine heftige Kontroverse um die richtigen Mittel und Wege. Jede weltanschauliche «Partei» pocht auf ihr Patentrezept, die protestantische Kirche ebenso wie die katholische. Es bilden sich zahlreiche bürgerliche Hilfsvereine, die auf privater gemeinnütziger Basis tätig sind, allen voran die 1828 gegründete *Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft* «zur Beförderung der Volksbildung, des Gewerbefleißes und der Armenpflege im schweizerischen Vaterlande».

Die katholische Antwort auf die drängende *Soziale Frage* geht anders als die bürgerliche Einstellung nicht von einem philanthropisch-humanitären Grundsatz aus, sondern von der christlich verstandenen Karitas. Das heißt: das wohlthätige Wirken, welches von der katholischen Kirche propagiert wird, geht über den bloßen Akt aus Mitleid oder Anteilnahme hinaus. Es entspringt vielmehr der Gottesliebe und der um Gottes Willen geübten Nächstenliebe.

Die in diesem Sinn verstandene Karitas ist denn auch Impetus und Leitmotiv der von Pater Theodosius Florentini angestrebten Sozialreform, die unter dem Motto steht: «Was Bedürfnis der Zeit ist, ist Gottes Wille». Der überaus vielseitige und bereits zu seinen Lebzeiten weit über die Schweiz hinaus bekannte Kapuzinerpater aus dem bündnerischen Münstertal hat die drängenden sozialen Probleme bereits in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts erkannt, und als ein Mann der Tat und Visionen macht er sich sogleich an die Ausarbeitung eines sozialen Reformprogramms, das auf den zwei Pfeilern Schule bzw. Jugendfürsorge sowie Armen- und Krankenpflege fußt. 1844 gründet er die *Kongregation der Lehrschwestern vom heiligen Kreuz in Menzingen*, die sich in der Jugendarbeit und vor allem im Schulwesen engagiert.

In Chur beginnt er mit der Umsetzung seiner Pläne in der Armen- und Krankenfürsorge, wozu er eine zweite Ordensgemeinschaft, nämlich die *Kongregation der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz* - die heutige *Kongregation der Ingenbohrer Schwestern* - ins Leben ruft. Er eröffnet, nachdem er die protestantische Churer Stadtregierung auf seine Seite gezogen hat, 1850 in der Planaterra ein Spital, um das Stadtkrankenhaus Chur zu entlasten. Am 23. April 1853 ziehen die Schwestern in das neuerbaute Kreuzspital an der Gäuggelistrasse ein. Einmal mehr ist es Florentini auf seine ebenso autoritäre wie charismatische Art gelungen, alle sich ihm in den Weg stellenden Hindernisse zu überwinden. Die Weiterführung des Spitals sowie die Tilgung der durch den Neubau entstandenen Schuldenlast überläßt Florentini allerdings seinen Schwestern. Er selber macht sich bereits an die Realisierung seiner nächsten Projekte - auch das ein typischer Charakterzug dieses Repräsentanten des Katholizismus im letzten Jahrhundert!

Bevor ich mich zum Schluß meiner Ausführungen wieder den Ingenbohrer Schwestern zuwende, sei es mir noch erlaubt, Florentini zu zitieren. In einem Rechtfertigungsschreiben an den Basler Bischof von 1856 faßt der Kapuzinerpater sein karitatives und pädagogisches Reformmodell in kurzen Sätzen prägnant zusammen. Er schreibt: «Ich hatte vor 1839 den Plan entworfen, der antichristlichen Schulbildung eine christ-katholische Erziehung, der rationalistischen Behandlung der Armen [...] eine auf den Prinzipien christlichen Glaubens und christlicher Liebe beruhende Verpflegung und Leitung mittels religiöser Kongregationen [...] zu begegnen. So sollte durch ihre Vermittlung mit geistiger und körperlicher Pflege allmählich christliche Gesinnung und Gesittung in die Jugend und in die Häuser der ärmsten und verwahrloseten Menschenkinder verpflanzt werden; man sollte eben durch diese heilsame Umwandlung zur Einsicht kommen, daß regenerative Kraft nur in der katholischen Kirche liege und daß die Frömmigkeit zu allem nützlich sei.»

Bei meinen Recherchen für die vorliegende Briefedition bin ich auf ein aktuelles Porträt der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Ingenbohl gestoßen. In einem Satz wird darin das von Florentini festgelegte und heute noch befolgte karitative und spirituelle Ideal beschrieben: «Ganz dem Gekreuzigten, darum ganz dem Nächsten - der Liebe Christi Stellvertreterin». Auch

150 Jahre nach der Gründung der beiden Frauen-Kongregationen hat also die vom Gründer und Superior Pater Theodosius Florentini aufgestellte Regel nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt.

Neben den von Florentini selbst geschaffenen Satzungen, die das Aktionsfeld der Kongregationen betreffen, nämlich Schule und Krankenpflege, richten sich die Konstitutionen nach dem franziskanischen Ideal und heben vor allem die Solidarität mit den Ärmsten und Geringsten hervor. Der Geist des heiligen Franziskus von Assisi spricht vor allen aus jenen Bestimmungen, die die Spiritualität, das heißt das Frömmigkeits- und geistliche Vollkommenheitsideal der Ingenbohrer und Menzinger Schwestern, definieren. Die geistliche Grundhaltung seiner als Lehrerinnen tätigen Schwestern beschreibt Florentini folgendermaßen: «Der Geist des Instituts ist vorerst der Geist des Evangeliums selbst, wie er den heiligen Vater Franziskus belebt hat. Es soll sich demgemäß jede Schwester vor allem angelegen sein lassen, die Welt zu verachten, sich selbst zu verleugnen, das Kreuz Jesu Christi als ihren Anteil zu erwählen, die sinnlichen Anhänglichkeiten an Eltern, Verwandte und Güter dieser Erde abzulegen, dafür ein mit Jesus Christus in Gott verborgenes Leben zu führen und sich immer mehr zu heiligen. [...] Der Geist des Instituts ist [...] der Geist der christlichen Nächstenliebe, welcher die Schwestern bestimmt, ihr Leben, ihre Bequemlichkeiten und das Angenehme einer freieren Lebensweise dem mühsamen Geschäfte einer christlichen Kindererziehung zu opfern.»

Die den Schwestern heilige Regel begleitet sie ihr Leben lang und ist ihnen gleichermaßen Anleitung und Leitfaden in der Bewältigung des Alltags wie in der Entwicklung ihrer Spiritualität. Gleichzeitig ist sie eine ständige Aufforderung zur Vervollkommenung ihrer geistlichen Lebenshaltung und Frömmigkeit. Aus den Briefen von Schwester Eugenia geht denn auch immer wieder hervor, wie zentral ihr die Befolgung und Einhaltung der Regel ist. Oft bittet sie ihre Oberin um Rat, wenn sie unsicher ist, ob sie dagegen verstoßen hat. Auch betont Sr. Eugenia immer wieder, wie schwer es sei, als im Ausland fern der schwesterlichen Gemeinschaft herumreisende, auf sich allein gestellte Ordensschwester die Konstitutionen immer konsequent zu befolgen.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch etwas zur Herkunft und den Biographien der Frauen sagen, die sich zumeist sehr jung entschlossen, der Ingenbohrer Kongregation beizutreten. Die sorgfältig geführten und ständig aktualisierten Ingenbohrer Schwesternverzeichnisse sind dafür eine aufschlußreiche Quelle. Die Mehrheit der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Ingenbohl stammt aus den katholischen Innerschweizer Kantonen. Aber auch aus den übrigen katholischen Kantonen der Schweiz wie aus den Diasporagebieten - Kantone also, wo sich die katholische Bevölkerung in der Minderheit befand - rekrutieren sich die Schwestern. Untersuchungen über die Menzinger Schwestern haben ergeben, daß im 19. Jahrhundert die Frauen vor allem dem breiten, unteren Mittelstand in ländlichen Regionen angehören, also genau jener sozialen Schicht, die vom Umbruch der Agrar- und Handwerker-gesellschaft in die Industriegesellschaft am meisten betroffen ist.

Das große Verdienst von Ordensgründern wie Florentini liegt nun darin, daß sie weiblichen Angehörigen sozial schwacher Schichten die Chance boten, sich einer religiösen Gemeinschaft anzuschließen und somit einen gesicherten Lebensunterhalt zu erlangen. Im Unterschied zu den traditionellen Orden war nämlich das hauptsächliche Kapital, das die jungen Frauen einbringen mußten, ihre Arbeitskraft. Diese wurde - wie aus den Briefen von Sr. Eugenia deutlich hervorgeht - denn auch bis zum äußersten genutzt, um nicht zu sagen ausgenutzt.

Ausschlaggebend für den Eintritt in eine Kongregation mag zum einen der Einfluß und die Vermittlung des Pfarrers gewesen sein. Wir wissen aber auch aus den Briefen von Sr. Eugenia, daß die Ingenbohrer Schwestern selber aktiv rekrutierten. Den inneren Motiven für einen Klostereintritt auf den Grund zu gehen, muß notgedrungen auf einer spekulativen Ebene erfolgen, da nur in Glücksfällen - wie eben bei Sr. Eugenia - autobiographische schriftliche Zeugnisse der Schwestern vorliegen. Und bei den seltenen Lebensberichten der Schwestern muten diejenigen Stellen, die über die Motivation bzw. Berufung für ein Ordensleben Auskunft geben, recht stereotyp und toposartig an.

Ohne die religiöse Motivation in irgendeiner Weise zu schmälern oder herabzusetzen, möchte ich doch noch auf andere Beweggründe hinweisen, die eine junge Frau im letzten Jahrhundert möglicherweise zu einem Eintritt in eine Kongregation bewogen haben. Da ist an erster Stelle sicher die sozio-ökonomische Lage der breiten Bevölkerung im letzten Jahrhundert zu nennen. Der Eintritt in eine Kongregation ermöglichte auch Frauen aus bescheidenen Verhältnissen den Zugang zu Schulbildung und zum Erlernen eines Berufs. Zudem war das Gott geweihte Leben für Frauen eine alternative Existenzform zur traditionellen weiblichen Rolle als Ehefrau und Mutter. Ob die Frauen innerhalb der ausgeprägten hierarchischen Struktur in einer Kongregation mehr Selbständigkeit und Unabhängigkeit gefunden haben, ob sie das überhaupt gesucht haben, bleibe jedoch dahingestellt. Was hingegen mit Gewißheit festgehalten werden kann, ist die Tatsache, daß vom Eintritt in eine Kongregation bis zum Tod für eine Schwester gesorgt wurde, bei Krankheit wie im Alter, daß also eine soziale Sicherheit bestand. Und was aus den Briefen von Sr. Eugenia auch deutlich hervorgeht: Die fehlenden Familienbande wurden durch das innere Zusammengehörigkeitsgefühl und das Gemeinschaftsleben ersetzt. Die Oberin als geistliche Mutter nahm sozusagen die Stelle der leiblichen Mutter ein. Ob das den Schwestern für ein auch emotional erfülltes Leben genügte, ist schwer zu sagen.

Valeria Sievi/Regula Gerspacher

«Hochverehrte liebe theure würdige Mutter!»

SR. EUGENIA WELZ (1833–1899)
von der Kongregation der Schwestern vom hl. Kreuz, Ingenbohl



IHR LEBEN UND IHRE BRIEFE
während der Sammelreisen in der
Schweiz, in Ungarn, Siebenbürgen
und Slavonien für das Kreuzspital
in Chur

Beiheft Nr. 7
zum Bündner Monatsblatt

Der Bucheinband zur Briefedition Eugenia Welz (Bild Verein für Bündner Kulturforschung, Chur) ... hundert die Frauen vor allem den letzten, unteren Mittelstand in ländlichen Regionen angehören, also gegen eine soziale Schicht, die vom Umbruch der Agrar- und Handwerksgesellschaft in die Industriegesellschaft am meisten betroffen ist.

II. Beurteilung Briefedition Eugenia Welz

Valeria Sievi/Regula Gerspacher, «Hochverehrte liebe theure würdige Mutter!» Sr. Eugenia Welz (1833-1899) von der Kongregation der Schwestern vom hl. Kreuz, Ingenbohl. Ihr Leben und ihre Briefe während der Sammelreisen in der Schweiz, in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien für das Kreuzspital in Chur. Hrg. vom Verein für Bündner Kulturforschung. Chur, Bündner Monatsblatt, 1997 (Beiheft Nr. 7 zum Bündner Monatsblatt), 264 S., ill., Kartograph., Ind.

Nach den zahlreichen Publikationen über den Kapuziner Theodosius Florentini, den Gründer der beiden Schwesternkongregationen von Menzingen und Ingenbohl, und nach den vielen biographischen Darstellungen über M. Theresia Scherer, der Mitbegründerin des Instituts Ingenbohl, nun ein biographisch-historisches Buch über eine bisher unbekannte kleine Schwester der Kongregation Ingenbohl, die einen bisher kaum beachteten Beitrag geleistet hat zur Entwicklung der Fürsorge und der Krankenpflege. Ausgangspunkt und Grundlage zu dieser außergewöhnlichen Darstellung sind 82 persönliche Briefe von Sr. Eugenia Welz an die Oberin in Ingenbohl, Sr. M. Theresia Scherer, geschrieben während Sammelreisen in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien, also in Ländern, die uns seit kurzem wieder sehr nahe gerückt sind, und in der Schweiz. Bettelreisen für gute Zwecke waren im 19. Jahrhundert allgemein üblich. P. Theodosius unternahm selbst längere Kollekten in seinen finanziellen Schwierigkeiten

und sandte «seine» Schwestern selbstverständlich auf solche Touren. Er war der Auftraggeber, aber für Reiseplan, Verlauf und Ergebnis zeichnete die Adressatin der Briefe verantwortlich.

Die ungekürzt vorliegende Briefdokumentation umfaßt einen relativ kurzen Lebensabschnitt von Sr. Eugenia und macht als letzter Teil zwei Drittel des Buchumfangs aus. Regula Gerspacher bietet im ersten Teil *Einführung* (9-28) eine prägnante, gut verständliche Zusammenfassung der schweizerischen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts mit dem Blickpunkt auf den Sozialeinsatz von Frauen. Sieben knappgehaltene Kapitel beleuchten die soziologischen Voraussetzungen für das explosive Wachstum der damals entstandenen zahlreichen Frauenkongregationen; die geistigen Gründe für ihre Effizienz sind im Einsatz gegen die grassierenden Zeitübel wie Armut, Krankheit und fehlende Bildung zu sehen. Die spirituelle Ausrichtung der Ingenbohler Schwestern, basierend auf dem theodosianischen Grundsatz - «Was Bedürfnis der Zeit ist, ist Gottes Wille» - und grundgelegt in den Konstitutionen von 1860, versucht die Autorin dem heutigen Verständnis näherzubringen mit dem deutlichen Hinweis auf die franziskanischen Wurzeln im 12. Jahrhundert, dem geistigen Ideal einer ganz anderen Zeit, das im Industriezeitalter unter sehr veränderten Lebensbedingungen nur mit der totalen Hingabe, das heißt mit dem kompromißlosen Einsatz aller Kräfte gelebt werden konnte.

Im zweiten Teil *Biographische Notizen* (29-70) geht Valeria Sievi ein auf die Familiengeschichte Welz und die persönliche Biographie von Sr. Eugenia, wobei das persönliche Beziehungsfeld der Briefschreiberin zu ihren Vorgesetzten besonders berücksichtigt wird: ihre gesunde und vertrauensvolle Beziehung zur Vorsteherin Sr. M. Theresia Scherer, wie auch ihre ehrfürchtig anerkennende und gleichzeitig sehr realitätsbezogene und kritische Einstellung zum Auftraggeber P. Theodosius Florentini. Auch deren Tätigkeit, Stellung und unvorstellbare Hingabe an das gemeinsame Werk erhalten eine klare kurze Würdigung.

Da die Sammlung für das Kreuzspital Chur bestimmt ist, wird auch seine dreistufige Entwicklung ab 1850 bis zum modernen Neubau 1990 gestreift und mit Photos belegt. Das Kapitel *Von den Sammelreisen* (52-70) befriedigt die Erwartungen, die der Untertitel des Buches weckt. Valeria Sievi analysiert und interpretiert Charakter und Inhalt der Briefe, die Persönlichkeit der Verfasserin erhält Konturen, und wir Nachgeborenen gewinnen Einblicke in Sitten und Brauchtum der Bevölkerung der betreffenden Länder, so daß der vollumfängliche Abdruck der 82 *Briefe 1856-1863* (73-246) berechtigt erscheint. Daß dabei die geistliche Einstellung der Sammelschwester, ihre spirituelle Seite, weniger zur Sprache kommt, brauchen wir nicht zu bedauern, ist doch das klösterliche Vokabular von damals auch heute noch schwer verständlich und theologisch nicht leicht deutbar.

Noch ein Wort zum Buchtitel und zur Gestaltung des Buchdeckels: Die als Zitat gesetzte Briefanrede mit ihren Epitheta, verstärkt mit der Photo der Ordensschwester in der alten Tracht, weist sofort auf den katholischen Raum und zwingt, die beiden kleingedruckten Untertitel über und unter der Photographie genau zu lesen. Titel und Buchdeckel - sicher kein Blickfänger! Auch stehen die Namen der beiden Autorinnen im Kleindruck allzu bescheiden zuoberst und markieren damit wenigstens die Mitte der Seite. Eine mutige Gestaltung, die provozierend an die Wahrheit eines Schwesternlebens heranführen will?

Die von Valeria Sievi im *Vorwort* (7-8) erwähnte Motivation zu diesem Buch hat ihr Ziel erreicht und den Erweis erbracht: Geschichtsschreibung kann sich nicht darauf beschränken, Namen und Fakten von «Gründungsvätern» festzuhalten, sie muß die entscheidende Mitarbeit der Frauen sehen lernen, sowohl für die Entstehung, als auch für die Fortführung und den Bestand eines Werkes. Den beiden Autorinnen ist es gelungen, eine kurze, außergewöhnliche Lebensphase einer jungen Ordensfrau mit ihrer persönlichen Biographie in die scheinbar längst erforschte Geschichte des 19. Jahrhunderts einzubinden. Daß Geschichtsschreibung als reiner Faktenbericht den Menschen links liegen läßt, ganz besonders und allgemein die Frauen, haben die Historiker und Historikerinnen längst erkannt. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis Geschichtsschreibung Geschichte der Menschen und Völker sein wird.

Renata Pia Venzin OSF (Ingenbohl)